

Der Fremde

Von Helmut Wagner

Ein Joger, den wir in der ersten Morgendämmerung trafen, hatte uns gesagt, daß jenseits des vor uns in den Himmel ragenden gigantischen Höhenzuges der Bortatra die Waag fliehe. Der Fußpfad, der uns auf den Kamm hinaufführen sollte, verlief sich bald im Dickicht. Brombeerranken krallten sich in unseren Kleidern fest, zerfetzte Baumstämme versperrten uns den Weg. Endlich, nach stundenlangem Umherirren durch Hochwald und Knieholz, dehnte sich der Berg hinauf vor uns die Grasnarbe, die bis zum Sattel des Höhenzuges reichte. Steil erhob sich vor uns die Bergkette, um die weiße Wolkendecke spielten.

Aber dann standen wir oben, auf dem Grat, und blickten hinab ins Tal, durch das sich die Waag wie ein blaues Band zog. Und plötzlich sahen wir ihn. Einige hundert Meter unter uns sah er auf der dürren, dürrigen Grasnarbe. Er wandte uns den Rücken zu und schien in das Tal hinabzufliehen. Als wir näher zu ihm herabstiegen, bemerkten wir, daß er auf einer Geige spielte; es schien uns, als wäre es ein deutsches Lied, das der Wind zu uns herübertrug. Erst als wir einige Meter hinter ihm standen, bemerkte er uns. Er wandte sich um, das Vieh brach mit einem kreischenden Rufen ab, und ich blickte in ein paar dunkle Augen, in denen erschrockene Sehnsucht und schmerzliches Leid flackerten. Wir hielten ihn für einen Jäger, wie sie im Waagtal herumziehen, unsichtbar, heimlich.

Wir setzten uns zu ihm und boten ihm Zigaretten an. Er rauchte sie mit hastigen, dürftigen Zügen. Als wir ihn deutsch anredeten, schüttelte er mit einem fremden Lächeln sein schwarzes Haupt. Aber es schien uns, als säuge er unsere deutschen Laute tief in sich hinein, und als hingen seine Augen unermüdet an unseren Lippen, die diese deutschen Laute formten. Wir hatten uns neben ihm ins dürre Gras gelegt und ließen den Sturm, der hier oben wehte, über uns hinwegwehen.

Wir hatten lange so gelegen, da hörte ich, wie der Fremde neben mir nach seiner Geige griff. Dann setzte er mit zartem Strich an und nun erkannten wir: es war wirklich ein deutsches Lied, das er spielte, ein Volkslied, wie man es oft auf Wanderungen an Maiabenden in kleinen, vergessenen Dörfern unserer Heimat hört: „Wenns Rauschert weht, schmilzt im Wald drauß der Schnee.“ Er sah da, etwas nach vorn gebeugt, mit leicht geöffnetem Mund. In diesem Augenblick war er schon schon wie ein edler Knabe, der ein hohes Ziel in sich trägt. Er spielte alle drei Strophen, dann legte er sie ab und wandte sich nach uns um, lachend, als warte er auf eine Antwort von uns. „Das ist schön“, sagte ich.

Er hatte das letzte Wort wohl verstanden, denn plötzlich wanderten seine Augen weit, weit in die Ferne und wie aus einem heiligen Schein holte er deutsche Worte hervor, die er halb laut vor sich hinbrachte: „Schön“, „Mai“, „Christa“, „Abend“. Er sprach es hart, mit fremdem Akzent, und doch war es uns, als begreife er die Sätze, die in diesen Worten schlummern.

In einer plötzlichen Bewegung griff er nach seinem Wanderbeutel, der neben ihm lag, und zog ein abgerissenes Notizbuch hervor. Vorhastig schlug er es auf. Eine kleine, weisse Rose lag darin und eine blonde Locke. In dem verstreuten Sonnenlicht glänzte das Haar wie Seide. Ueberhäufig, als schäme er sich über seine Offenheit, schlug der Fremde das Buch zu und verbergte es wieder in seinem Beutel. In einer dumpfen, plötzlichen Gemütsaufwallung legte ich meine Hand auf die seine. Ich erwiderte, als er sich zu mir umwandte. Die Augen blickten ausdruckslos an mir vorbei, sein Gesicht schien um Jahre gealtert.

Wir bedenkten ihm, mit uns hinunter ins Dorf zu kommen. Er schüttelte den Kopf. Mit demselben ausdruckslosen Gesicht gab er uns die Hand, als wir von ihm Abschied nahmen. Als wir uns am Fuße des Berges noch einmal nach ihm umschauten, sah er bewegungslos in den Abendstrahlen der untergehenden Sonne.

Zwei Tage später verließen wir eines frühen kalten Morgens unsere Schutzhütte, die sich oberhalb der Baumgrenze des Hohen-Tatra-Massivs befand, um die vor uns in die Wolken ragende Felskuppe zu erklimmen. Unter einem windgeschützten Felsvorsprung verankerten wir unsere schweren Wanderstiefel mit unseren leichten Kletterhaken und seilten uns an. Wir kamen gut vorwärts. An einer Stelle prasselte eine Steinlawine zu Tal, die sich unter unseren Sohlen gelöst hatte und flachte in das schwarz-grüne Wasser des toten Sees tief unter uns. Von Felsabfall ging es zu Absatz. Wir mußten manchmal unseren Körper fest an das kalte Gestein anpressen, um nicht von dem Wind, der sich am Felsen brach, hinabgeweht zu werden.

Wir kletterten gipfelan. Es war das schwerste Stück unseres Aufstiegs. Die Spitze über uns verhielt immer noch Wolkendecke. Aus dem Kessel rechts unter uns kam weißer Nebel den Felsen heraufgetrieben. Bald hatte er uns erreicht. Er legte sich auf unsere leichten Kleider und machte unsere Hände klamm. Wir kletterten nicht mehr weiter. Wir hingen nahe beieinander in die Felsen gekrallt und hofften, daß sich der Nebel bald verziehe. Aber immer neue Schwaden quollen nach. Hastig legte ich das nebelverdichtete Sporthemd auf unsere Brust.

Aber dann zerfetzten die Nebelschwaden, es wurde licht. Strahlend spürten wir über uns die Sonne. Wir blickten nach oben. Die Wolkendecke, die die Spitzen verdeckt hatte, war zerbrochen. Etwa dreißig Meter über uns ragte die Felskuppe in den blauen Himmel.

Auf dem höchsten Felsblock aber sah der Fremde und blickte hinunter in die Ferne. Wir stiegen einen Fodler aus. Jetzt erst bemerkte er uns. Und doch zuckte in seinem starren, jugendlich schönen Gesicht keine Miene und nichts deutete darauf hin, daß er uns schon einmal begegnet war, als die nervöse Hast, mit der er hinter sich griff. Wir sahen, daß er keine Geige an sich zog. Aber da trat wieder eine Wolkendecke zwischen uns und den Gipfel.

Wir kämpften die letzten zwanzig Meter mit dem heißen Felsen und den Wolken, die unsere Sicht bemähten. Dann waren wir oben. Bergeseiten blickten wir uns nach dem Fremden um. Der Fodler, auf dem er geklettert hatte, war leer. Unter uns aber erstreckte sich weit hinein das Land, durchzogen von Bergketten, Tälern und Hügeln, bis sich das Auge ganz fern in der verdämmerten Ebene verlor. Das nahm mich so gefangen, daß ich den Fremden vergaß. Ich setzte mich auf den Felsblock und sah hinab in das Land, um das Wolken und Sonnenstrahlen kämpften. Einmal entfernte sich der Fremde und kletterte auf der anderen, weniger schroffen Seite ein Stück abwärts. Ich achtete nicht darauf. Ich dachte an mein Leben, das sich auch in verdämmerten Fernen verlor.

Später kam mein Freund zurück. Er hielt in seinen Händen die verschmutzte Geige. Mit den zerfetzten Saiten spielte der Sturm.

Aus Welt und Leben

Die Polizei will auch lachen

Aus einer Großstadt war ein Bankier mit einer halben Million Mark entflohen. Die Polizei informierte sofort alle internationalen Behörden und gab das Bild des Verbrechers in fünf verschiedenen Sprachen durch.

Kurze Zeit darauf meldete sich das Polizeipräsidium einer Grenzstadt mit der Nachricht, man freue sich, mitteilen zu können, daß bereits vier von den geflüchten Verbrechern gefasst seien, und dem fünften sei man auch schon auf der Spur...

Der Tod des Dichters

Riquel Cervantes, der Dichter des unsterblichen „Don Quijote“, hatte sich bis in seine letzten Augenblicke eine gelassene Gelassenheit bewahrt. In den Freunden, die sein Sterbepfand umstanden, meinte er, er sei nicht böse, wenn der Tod noch käme, er brauche gar nicht so künstlich zu kommen. Dann

nahm er seine Feder und schrieb ein Bildungsgebiht. Aber der schwarze Schatten säumte nicht und nahm ihm wenige Minuten später die Feder aus der Hand.

Als Fontenelle mit über 90 Jahren auf dem Totenlager ruhte, fragte man ihn, ob er Schmerzen empfinde. „O nein“, antwortete er, „ich fühle nur eine gewisse Schwierigkeit, zu sein.“ Er lächelte über diesen letzten Scherz, und lächelnd entschlief er.

Schill, Napoleon und das Brandenburger Tor

Schill hatte im Jahre 1809 vier besonders schöne Pferde erben, die für Napoleon bestimmt waren. Dieser bot ihm schriftlich für jedes zurückgegebene Pferd 1000 Taler an, abrieferte aber das Schreiben „an den Räuberhauptmann Schill“. Schill antwortete umgehend folgendermaßen — unter Anspielung auf das von den Franzosen entführte Biergepäck auf dem Brandenburger Tor in Berlin:

„Mein Herr Bruder!

Daß ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir umso mehr Vergnügen, da ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß Sie großen Wert auf dieselben setzen. Für die angebotene Summe kann ich sie aber nicht zurückgeben. Wenn Sie aber die vier Pferde, die Sie vom Brandenburger Tor weggestohlen haben, zurückgeben, so stehen die Ihren unentgeltlich zur Verfügung.“

Wem gehört der Nordpol?

In aller Stille haben sich die an die Polarregion grenzenden Staaten den kalten Bissen geteilt. Was hier in der diplomatischen Sprache „Anspruch“ heißt, bedeutet in Wirklichkeit Besitz. Nimmt man den Kreis um den Pol mit seinen 360 Grad, so beansprucht Rußland, wie die „Landschau“ mittelt, die 160 Grad vom Nordpol bis zur Beringstraße, dann folgen die 30 Grad des nördlichen Ozeans als amerikanisches Gebiet, 80 Grad gehören zu Kanada, die nächsten 50 Grad bilden das heute dänische Grönland (Hoager Schiedspruch vom 5. April 1933), und die anschließenden 40 Grad mit dem lohnreichen Spitzbergen konnte Norwegen als sein Staatsgebiet gegenüber englischen Ansprüchen durchsetzen. So hat jeder seine Scheibe aus der Kugel. Aber der Nordpol, wo die Scheiben zusammenstreffen, gehört niemand. Wer dort steht, was heute noch nicht einfach ist, hat seinen Fuß gleichzeitig in fünf Staaten.

Die Giftpeile der Indianer

Als die Spanier Südamerika eroberten, gingen Tausende ihrer Soldaten durch die vergifteten Pfeile der Indianer zugrunde. Diese Giftpeile wurden zum Schrecken des spanischen Heeres. Europäische Forscher haben inzwischen das Giftstoff, das die südamerikanischen Indianer noch heute verwenden, analysiert und den in ihm enthaltenen wirksamen Giftstoff als Curarin bezeichnet. Das Gift Curarin läßt ähnlich wie das Gift der Klapperschlange, wenn es durch eine Wunde in den Körper eines Menschen eindringt, sämtliche Bewegungsnerven, ohne daß der Mensch aber sein Bewußtsein oder die Schmerzempfindlichkeit verliert. Der Tod tritt noch einiger Zeit durch Atemlähmung ein. Wobler ist es noch nicht gelungen, ein Gegengift oder ein Serum, das die Wirkung des Curarin aufhebt, zu finden. Das Curarin wird von den Indianerstämmen Südamerikas unter großen Feiertagslichkeiten und Vorkehrungen gewonnen. Die Wurzel einer arachnidenhaltigen Pflanze wird zerstampft und in Wasser aufgelöst. Dann wird die Flüssigkeit eingedampft. Je nach den Bräuden der verschiedenen Stämme werden noch verschiedene Stoffe hinzugefügt, zum Beispiel Fledermausflügel, Gifte von Schlangen und Kröten, zerweichte Ameisen, Fischköpfe. Um dem Gift eine flebrige, dickflüssige Beschaffenheit zu geben, wird außerdem noch der Saft eines Baumes hinzugefügt. Uebrigens tritt die fürchterliche Wirkung des Curarin nur ein, wenn das Gift in die Blutbahn eines Menschen oder Tieres eindringt.



(2. Fortsetzung.)

Früh Wendrich, der das Gespräch in wachsender Verlegenheit verfolgt hatte, ärgerte mit der Antwort: „Nun müßte er Farbe bekennen, die Ungezogenheit eingestehen. Oder sollte er einfach den Hörer auflegen und auf diese bequeme Weise den Zwischenfall zum Nichts bringen?“

Nein, das wäre feig gewesen. Zudem glaubte er die junge Frau in ihrer Verzweiflung zu sehen, wie ihre Finger den Hörer umspannten, wie sie auf das Versprechen der Hilfe und des Beistandes wartete.

Wendrich schloß die Augen und bedeckte sie mit der freien Hand. Nun konnte er sich vorstellen, daß jene Frau leidhaftig vor ihm stand.

„Gnädige Frau!“ tastete er sich zu ihr. „Erstrecken Sie nicht! Sie wurden falsch verbunden. Hier ist nicht Ihr Vetter Werner. Hier ist jemand, dem es zwar nicht vergönnt ist, Sie zu kennen, der Ihnen aber aus innerstem Bedürfnis behilflich sein möchte. Nicht wahr, gnädige Frau, Sie werden mir glauben!“

Wendrich hielt inne, er wählte einen leisen Aufschrei des Erstaunens vorzunehmen zu haben. Ein paar Sekunden war es still, dann kam die Stimme wieder aus dem Hörer, ganz verzagt und zitternd, ohne Kraft des Widerstandes, ausgeliefert der Laune dieses grotesken Zufalls.

„Wer — wer sind Sie denn eigentlich?“ hörte er sie fragen. „Das ist im Augenblick nicht von Bedeutung, liebe gnädige Frau! Wichtig ist jetzt nur, daß Ihnen geholfen wird. Betrachten Sie mein Dazwischentreten als eine Fügung des Schicksals! Vielleicht wäre Ihr Vetter gar nicht gewillt oder in der Lage gewesen, Ihnen zu helfen. Bitte, gnädige Frau, legen Sie mir Ihre Adresse, ich werde Ihnen noch heute telegraphisch den Betrag überweisen, den Sie benötigen.“

„Mein Gott, ich — ich bin laßungslos. Was sind Sie für ein Mensch? — Ich kann doch nicht —“

Sie brach mitten im Satz ab. Gleichzeitig vernahm Wendrich das Geräusch einer mit großer Hastigkeit zugeworfenen Tür. Es mußte jemand ins Zimmer gekommen sein.

„Hallo!“ rief er laut und heftig. „Hier spricht Berlin Königsplatz 88231! Hören Sie noch? — Berlin Königsplatz 88231!“

Es kam keine Antwort. Plötzlich erschreckte ihn der Klang einer polternden, aber unverständlichen Männerstimme. Deutlich zeigte sich ihm das Bild des fremden Zimmers und der peinlichen Szene, die sich darin abzuspielen schien. Er hörte einen klirrenden Lärm, irgend etwas aus Glas oder Porzellan schien in Trümmer gegangen zu sein.

Den Redakteur packte eine würgende Angst, er wollte in den Fernsprecher rufen, aber da gab es einen Knacks, die Verbindung war getrennt.

Wendrich drückte in höchster Erregung die Gabel. „Hallo! — Ich bin loeben getrennt worden. — Mit welcher Nummer ich verbunden war? Ja, wenn ich das wüßte! Sie müssen es doch feststellen können!“

Er wurde von der Beamtin gebeten, einen Augenblick zu warten. Gleich darauf erfuhr er, daß er mit Rürnberg Nummer 911 gesprochen hatte.

„Bitte, versuchen Sie die Verbindung noch einmal herzustellen!“ rief er, während er Ort und Nummer auf einen Zettel notierte.

Eine kurze Zeit verstrich. „Der Teilnehmer meldet sich nicht mehr!“ leierte die Beamtin und zog den Stöpsel aus der Leitung.

Wendrich beugte sich mit verklammerten Händen über die Platte des Schreibbügels. Das tiefe Schweigen des Zimmers schien ihm wie Schweigen im endlosen Raum.

Entsetzt, sich vorzustellen, daß in diesem Augenblick irgendwo in einer ferneren Stadt ein junges Weib von einem Mann bedrängt, gequält, vielleicht mißhandelt wurde. Und da sah man, wußte von allem, sah es geradezu mit seinen Augen — und war ohnmächtig, nichts konnte man tun, keine Hand konnte man rühren.

Ein lautes Bohren an der Tür brachte den Ratlosen zu sich. Er fuhr sich verwirrt mit der Hand über die Stirn und suchte sich in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Es war Frau Krüger mit dem Abendessen. „Na, Herr Wendrich“, fragte sie neugierig, während sie den Tisch deckte, „haben Sie denn Bekannte in Chicago?“

Der Redakteur blickte verdutzt auf. „Ach so, der Brief! Den hatte er ja ganz vergessen. Na eben, was war denn nun eigentlich mit dem Gespräch nach Leipzig?“

„Ach, irgend so eine Schnorrerei für eine Negerknecht!“ befreidigte er Mutter Krügers Witzbegier. „Woher die Leute nur die Adressen bekommen?“

Er war entschlossen, zunächst niemand etwas von der Erbschaft zu verraten. Erst wenn alle Hindernisse beiseite waren, war der Augenblick gekommen, die Besonnenen zu diaien.

Nur Treuner mußte wohl oder übel jetzt schon eingeweiht werden.

Wendrich hatte schon den Hörer neuerdings abgenommen, doch nach einem Augenblick des Ueberlegens legte er ihn wieder auf.

Dieser Zwischenfall mit der fremden Frau hatte ihn zu sehr aufgewühlt. Es war ihm ganz unmöglich, jetzt noch mit Treuner zu sprechen und ihm die Erbschaftsgeheimnisse auseinanderzulegen. Vielleicht rief er ihn morgen von der Redaktion aus an oder schrieb ihm nach dem Theater noch ein paar Zeilen. Wegen eines Tages früher oder später würde die Welt nicht aus den Fugen gehen.

Immer wieder, während des Essens und nachher, als er sich zur Oper umzog, ertappte sich Wendrich, wie seine Gedanken das keltische Erlebnis der letzten Stunde umflatterten. Er konnte Rürnberg von einem gelegentlichen Ferienbesuch und sah sich nun in den winkligen Straßen umherirren — auf der Suche nach der Unbekannten.

Der Stimme nach mußte sie noch jung sein. Wie sie wohl aussehen mochte? Jenny! Jenny hieß sie also!

„Ich bin ja verrückt!“ rüttelte er sich endlich zurecht und richtete seine Aufmerksamkeit auf den einwandfreien Sitz der Smokinghose. „Welch biamable Verirrung der Gefühl! Schließlich lebe ich doch im Zeitalter der Sachlichkeit!“

Dabei fiel ihm Herr Gerhard Niklas mit seinem Artikel ein. Er mußte laut aufschauen. Das wäre ja ein willkommenes Wasser auf die Klappermühle des braven Romantikers gewesen!

Als Wendrich eine halbe Stunde später aus dem Haus trat und mit lässiger Gebärde ein Taxi heranwinkte, schien das Gelächere aus seinem Herzen gelöst und endgültig in der dunklen Tiefe des Berges versunken. Er kaufte sich eine Abendzeitung, stieg in den Wagen und zündete sich die Zigarette an, die schon seit dem Essen fällig war.

Alice Wessely hatte eine entzückend eingerichtete Wohnung in der Wielandstraße in Wilmersdorf. Kein Wunder, daß Wendrich sich gewöhnt hatte, seine regelmäßigen, wenn auch nicht allzu häufigen Besuche als Feiertage, als willkommene Unterbrechungen seines etwas einsamen Alltagslebens zu betrachten.

Alice war von auffälliger Schönheit, dabei eine kluge und reifere Frau. In der behaglichen, vom Licht einer orangefarbenen Seidenlampe silberlich beleuchteten Kandeke ihres Arbeitszimmers zu sitzen, bedeutete Einlass in eine höhere und geistvollere Welt, als es die war, die in der Nüchternheit des Lebens draußen lärmend sich abspielte.

Alice Wessely war schon fertig angezogen. Das bis zum Boden reichende, aus Schwarz und Weiß komponierte Abendkleid brachte die jugendlich schlanken Linien ihres Körpers wirkungsvoll zur Geltung.

(Fortsetzung folgt.)



Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes

Ein Sieg der Volksgemeinschaft

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1933/34 nähert sich seinem Ende. Es war ein harter Kampf gegen Hunger und Kälte. Der Wunsch des Führers ist in Erfüllung gegangen: In diesem Winter hat niemand in Deutschland gehungert und gefroren. Während in anderen Ländern Straßenkämpfe und Tumulte an der Tagesordnung waren, während Klassenhaß und Parteienstreit die armen, von der Not gepeinigten Menschen auseinander beizogen und zu Hungermärschen vereinigten, hat Deutschlands Führer Adolf Hitler ein einigendes Band der Liebe um alle geschlungen.

Dem Ruf des Führers ist das ganze deutsche Volk mit wundervoller Einmütigkeit gefolgt. Nicht weniger als 1 1/2 Millionen ehrenamtlicher Helfer haben sich in den Dienst des Winterhilfswerks gestellt, das unter Führung der N. S. Volkswohlfahrt in Gemeinschaft mit allen Verbänden der freien Wohlfahrtspflege aufgebaut worden ist. Aber diese 1 1/2 Millionen Menschen waren es nicht allein, die Opfer an Arbeitskraft, an Zeit und an Geld gebracht haben — fast jeder deutsche Volksgenosse hat sich in irgend einer Form am Winterhilfswerk beteiligt.

Der Umfang dieses größten sozialen Hilfswerkes aller Völker und Zeiten ist so groß gewesen, daß ein vollständiger Überblick über das Geschehene bisher noch nicht möglich ist und vielleicht niemals ganz gewonnen werden kann. In jedem Dorf, in jeder Hütte ist für das Winterhilfswerk gearbeitet und gespart worden. Man hat berechnet, daß die gesamten Leistungen des Winterhilfswerks etwa einem Wert von 300 Millionen RM. entsprechen. Diese Zahl ist eine Schätzung, die wahrscheinlich zu niedrig ist. Es kommt aber auch gar nicht darauf an, wie hoch man den Geldwert dieses gigantischen Wertes veranschlagt. Das Winterhilfswerk ist eine Leistung des deutschen Volkes, die nicht mit der Elle gemessen werden kann. Man versteht keinen Sinn und keine Bedeutung, wenn man es in Geld abwägen will.

Von den einwandfrei feststellbaren Einzelleistungen verdienen aber die folgenden ganz besonders hervorgehoben zu werden:

Kohlen: rund 2,8 Millionen Tonnen im Gesamtwert von 50 Millionen RM. (das sind fast 14% des gesamten Hausbrandverbrauchs im vorhergegangenen Winter.)

Kartoffeln: 12,5 Millionen Zentner. (Daron sind 6 Mill. Zentner zum Preis von 8,2 Mill. RM. angekauft worden, was entspricht etwa 4% des halbjährlichen Gesamtverbrauchs von Speisekartoffeln im Jahre 1932.)

Getreide und Mehl: 1,1 Mill. Zentner, weitere 70 000 Zentner wurden zum Preis von 1 Mill. RM. angekauft.

Brot: 60 000 Zentner.
Konserve Dosen: 300 000 Stüd.
Milch: 1 Million Liter.
Schuhe: 180 000 Paare.
Stoffe: 250 000 Meter.

Bekleidungsgegenstände: 1,1 Mill. Stüd., darunter 430 000 Stüd. Wäsche.

Holz: 300 000 Zentner.
Wäsche: auf Lebensmittel und dergleichen fast 400 000 RM.

Geldspenden: bis 1. März rund 75 Mill. Reichsmark, davon rund 19,5 Mill. RM. aus dem Eintopfgericht.

Aus Steuermitteln hat das Hilfswerk bisher nicht einen Pfennig beantragt.

Velder gibt es viele Menschen die auch heute noch nicht den tieferen Sinn dieses Wertes der tätigen Nächstenliebe erfasst haben. Sie sagen leichtbin, daß eine Steuer die gleichen Mittel und die gleichen Leistungen viel reibungsloser hervor-

gebracht haben würde. Diese Behauptung ist so unflüchtig, daß man kaum begreift, wie sie von denkenden Menschen aufgestellt werden kann. Niemand hätte eine Steuer diese unerschöpflichen Spenden und Sachleistungen, von Arbeitsleistungen und wirklichen Opfern aus dem Volke herauszuholen können. Niemand wäre es gelungen, durch den Erlass einer neuen Steuer diese Ströme von Nächstenliebe und von gegenseitiger Fürsorge zu entsehlen. Gerade dadurch ist der Klassenkampfdanke endgültig vernichtet worden.

Ohne eindrucksvolle Werbung wäre ein solches Werk nicht denkbar und nicht durchführbar gewesen. Die Propaganda für das Winterhilfswerk hatte jedoch mit Reklame im üblichen Sinne nicht das geringste zu tun. Sie war nichts anderes als eine immerwährende Predigt, als eine Erziehung zur Gemeinschaftsarbeit, als die Verbreitung von Ratschlägen und Anregungen zur gegenseitigen Hilfe. Die Propaganda für das Winterhilfswerk war keine eigennützige Werbung für den nationalsozialistischen Staat, die Leistung des Winterhilfswerks kann keine Beeinflussung des Volkes gemein sein, dazu sind diese Leistungen zu groß und tat-

wenn es erforderlich ist, auch den Geldsack. Immer wieder stehen die Ausländer, die aus einer anderen Welt kommen, mit fassungslosem Staunen vor der Tatsache, daß unzählige deutsche Männer und Frauen, Knaben und Mädchen viele Tage und Stunden ehrenamtlich für ihr Volk gearbeitet haben, ohne sich einen anderen Lohn zu wünschen als das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Durch diesen Grundhaß der ehrenamtlichen Arbeit sind die Unkosten auf einem erstaunlich niedrigen Satz gehalten worden, der nur etwa ein pro Milie der Gesamtleistungen beträgt, während in früheren Jahren die Kosten ähnlicher, kleinerer Hilfsaktionen den größten Teil der verfügbaren Gelder verschlangen, die übrigens fast ausschließlich aus Steuermitteln stammten.

Auf dieser Entfesselung der allgemeinen Hilfsbereitschaft beruht es auch, daß es fast unmöglich ist, die Vielsätigkeit der Spenden und Leistungen zusammen zu zählen und auf Heller und Pfennig zu berechnen. Man zählt nicht mehr kleinlich die Pfennige und Arbeitsstunden, wenn es gilt, für die Schicksalsgemeinschaft der Nation zu wirken. Selbstverständlich ist man bemüht, über alles genaue Rechenschaft abzulegen

alten armen Rentnerinnen, die unentgeltliche Sonntagsarbeit der Handwerker und der Chauffeurs, die Liebesgabenpakete der Städter und der Bauern ausreichend würdigen, wenn man nur ein paar tote Zahlen nennt.

Der größte Segen des Winterhilfswerks hat aber für die Bedürftigen vielleicht nicht einmal in den Gaben gelegen, die gereicht worden sind, sondern darin, daß man sie als vollwertige Volksgenossen achtete und ihnen Gelegenheit bot, für diese Gaben auch etwas zu leisten. Das Winterhilfswerk hat es fertig gebracht, die Entmutigten, die Erwerbelosen, und die Kleinrentner aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln und zu wirklich produktiver Arbeit heranzuziehen. Sie haben zwar vom Winterhilfswerk keine feste Anstellung bekommen, aber sie haben doch wieder einmal arbeiten und etwas leisten können. Besonders bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die Nähstuben, die von der N. S. Volkswohlfahrt, von den Frauenvereinen und ähnlichen Stellen eingerichtet worden sind. Fleißige Hände, die bis dahin ruhen mußten, Nähmaschinen, die verstaubt in der Ecke standen, reparaturbedürftige Kleider, die nutzlos in den Schränken und Kisten der Besten lagerten, wurden zusammengebracht und stifteten tauendstündigen Ruhes. In manchen Orten wurden durch das Winterhilfswerk richtige kleine Nähfabriken eingerichtet, in denen erwerbslose Frauen und Mädchen die gespendeten Stoffe verarbeitet und dafür Lebensmittel oder Schuhe als Lohn erhielten. Vielfach haben die Frauen unter Anleitung ehrenamtlicher Kräfte in diesen Nähstuben überhaupt erst Nähen und Ausbessern gelernt.

Wir stehen im letzten Monat des Winterhilfswerks. Es hat uns gezeigt, daß der geeinigten Wille einer erwachten Nation Wunder der Nächstenliebe vollbringen kann. Noch ist der Winter nicht vorüber. Noch stehen uns viele kalte und nasse Wochen bevor, in denen die Not doppelt fühlbar wird. Weitere Opfer sind daher erforderlich.

Jedem Volksgenossen, der durch das Winterhilfswerk für diesen Gedanken des Opfers und der gegenseitigen Hilfe begeistert worden ist, bringt die Zukunft neue Arbeitsmöglichkeiten. Die N. S. Volkswohlfahrt, der Träger des Winterhilfswerks, beginnt jetzt mit ihren eigentlichen Aufgaben und sucht dafür noch zahlreiche Helfer. In jedes deutsche Haus sollen die Hüter der Volksgesundheit geschickt werden, um dort nach dem Rechten zu sehen, die Schwachen zu stützen, die Unwissenden beraten, den Witwen und Waisen Vater und Mutter zu ersetzen und zu ersetzen.

Darum wendet sich die N. S. Volkswohlfahrt zunächst mit einem großen Hilfswerk „Mutter und Kind“ an die Öffentlichkeit, um dafür zu sorgen, daß unsere Jugend in gesünderen, besseren und glücklicheren Verhältnissen aufwächst, als sie uns vergönnt waren, und daß die deutsche Frau wieder als ein fröhliches, leistungsfähiges Geschöpf ihren nötigen großen Aufgaben zugeführt wird. Während die zweite Arbeitsbeschäftigungslösung den größten Teil der noch beschäftigungslosen, Männern in Lohn und Brot bringen wird, wird das Hilfswerk „Mutter und Kind“ für die Frauen und Kinder sorgen. Daran mitzuhelfen im Geiste der nationalen Solidarität ist Pflicht eines jeden deutschen Menschen. Darum treten ein in die N. S. Volkswohlfahrt und dient ihr mit der gleichen Hingabe, wie dem Winterhilfswerk! Wenn das Winterhilfswerk das Eis der Selbstsucht endgültig gebrochen hat, um auf die Dauer alle Deutschen zu einer innigen Volksgemeinschaft zusammenzuschmelzen, dann ist das sein schönstes und wichtigstes Ergebnis gewesen.



Wir bemühen uns auf das äußerste, dafür zu sorgen, daß wenigstens dem Hunger in der schlimmsten Auswirkung Einhalt geboten wird.



sächlich vorhanden. Der Sozialismus der Tat ist das wahre Gesicht des Nationalsozialismus. Die Kunde von dem großartigen Winterhilfswerk unseres Volkes ist weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus gedrungen. Mit Bewunderung und Achtung blickt die ganze Welt auf das bisher so verkannte nationalsozialistische Deutschland. Immer häufiger kommt es vor, daß Politiker und Zeitungen anderer Länder ihrem eigenen Volke das deutsche Vorbild vorhalten. Ein spanischer Schriftsteller teilt die Menschen der Welt geradezu in drei verschiedene Typen ein: „den Spanier, der weder sein Geld noch sein Leben hergibt, den Franzosen, der zwar sein Leben in die Schanze schlägt, aber seinen Geldsack festhält, den Deutschen, der alles für sein Vaterland gibt, was er besitzt — das Leben,

und eine laudere Abrechnung zu liefern. Die sofortige tatkräftige Hilfe ist aber zunächst wichtiger gewesen, als die Aufstellung von Statistiken und die Beachtung von Formalitäten. Die Möglichkeit, daß Schwindler von verschiedenen Seiten doppelte und dreifache Unterführungen bezogen, wurde durch die planmäßige Zusammenarbeit aller Wohlfahrtsverbände unter Führung der N. S. Volkswohlfahrt und durch die tarteimäßige Erfassung aller Unterstützten unterbunden. Es ist die durchaus lebendige, den tatsächlichen Bedürfnissen angepaßte Eigenart dieses Hilfswerkes, die es so schwer macht, einen abschließenden Bericht zu liefern. Ebenso wenig, wie man nach dem bekannten Schulbeispiel Äpfel und Birnen zusammenzählen kann, ebenso wenig kann man die Opfer der Kinder und der

Werdet Mitglied der



N. S. Volkswohlfahrt!

